

# Verband für sozial-kulturelle Arbeit



**Nachbarschaftsheim  
Bürgerhäuser  
Stadtteilzentren**

Tucholskystraße 11  
(Eingang Johannisstraße 8)  
10117 Berlin

Tel +49 30 28096103  
Fax +49 30 8621155  
verband@sozkult.de  
www.vska.de

#### **Vorstand**

Prof. Dr. Stephan Wagner  
Renate Wilkening  
Elke Fenster  
Daniela Mauch  
Prof. Dr. Wolfgang Hinte  
Markus Runge

#### **Geschäftsführung**

Barbara Rehbehn

#### **Direktwahl**

Rehbehn 030 28096103  
Schwagerus 030 28096109

#### **Bankverbindung**

Bank für Sozialwirtschaft Köln  
Konto 701 72 00  
BLZ 370 205 00

IBAN  
DE49370205000007017200  
BIC/Swift  
BFSWDE33XXX

#### **Steuernummer**

27/680/69894

#### **Vereinsregister**

Amtsgericht Berlin-Charlottenburg  
VR 28242 B

#### **Mitglied im**

Paritätischen Wohlfahrtsverband  
Gesamtverband  
PARITÄTISCHEN Berlin  
IFS (International Federation of  
Settlements and Neighbourhood  
Centers)

## Protokoll der Mitgliederversammlung (ausführlich)

21.09.2015, 14:00 – 18:10 Uhr

im Bürgerhaus Gemeinschaftszentrum Obervieland  
Alfred-Faust-Straße 4  
28279 Bremen

### Tagesordnung

- 1. Buchvorstellung und Gespräch zu**  
Georg Zinner: „Nachbarschaftshäuser in ihrem Stadtteil. Schriften, Aufsätze, Reden, Interviews zu Sozialpolitik und Gesellschaft“
- 2. Eröffnung der Mitgliederversammlung**  
Feststellung der Beschlussfähigkeit, Beschluss der Tagesordnung  
Annahme des Protokolls der Mitgliederversammlung vom 25.09.2014
- 3. Satzungsänderungen**
- 4. Geschäfts- und Finanzbericht 2014**  
Aussprache, Entlastung Vorstand
- 5. Inklusion konkret, (Nach-) Wirkungen der Jahrestagung 2014**
- 6. Berichte aus den Mitgliedsorganisationen**
- 7. Verbandsentwicklung: Strategie, Aufgaben, Leitbild**
- 8. Neufassung der Beitragsordnung**
- 9. Neuwahl der Plätze im erweiterten Vorstand**
- 10. Sonstiges und Termine**  
Ankündigung der IFS-Tagung 2016 vom 29.09 – 01.10. in Berlin

Stephan Wagner begrüßt die Mitglieder und eröffnet die Mitgliederversammlung.

### TOP 1, Buchvorstellung

durch *Eva Bittner und Herbert Scherer. Würdigung des Schaffens von Georg Zinner.*

Ich freue mich sehr, auch Frau Strobl-Zinner begrüßen zu können, die heute mit hier anwesend ist. Es geht um die Vorstellung des Buches von Georg. Es wurde versucht, dessen Gedanken zusammenzufassen, die immer noch und ich denke auch noch für eine lange Zeit eine Leitlinie für die Arbeit des Verbandes sein werden.

Das Buch ist vom Paritätischen Landesverband Berlin, vom Nachbarschaftsheim Schöneberg und vom Verband für sozial-kulturelle Arbeit herausgegeben und Herbert Scherer wird es vorstellen.

Eva Bittner: Ich komme aus dem Nachbarschaftsheim Schöneberg und zwar vom Projekt Theater der Erfahrungen. Ich überbringe zunächst Grüße von unserer Geschäftsführung, die leider nicht mit an Bord sein kann, aber umso heftiger grüßt, und möchte etwas zur Entstehung dieses Buches sagen.

Nach Georgs Tod entstand ziemlich schnell die Idee, seine Texte, Reden und Interviews in einem Sonder-Rundbrief zu präsentieren. Es stellte sich recht schnell heraus, dass das zu klein gedacht war, denn das Projekt entwickelte sich gleich in Richtung eines Buches. Dieses Buch ist jetzt Wirklichkeit. Es ist ein richtig großes, schönes, tolles, gut gegliedertes Buch geworden.

Das Nachbarschaftsheim Schöneberg in der Holsteinischen Straße 30 vertreibt das Buch, das in 1000er Auflage gedruckt wurde. Ab nächster Woche wird eine Website zugänglich sein, von der man sich das Buch auch herunterladen kann. Dort wird wahrscheinlich auch ein Blog eingerichtet, damit man sich dazu äußern kann.

Die Idee ist, dass dieses Buch gelesen und nicht nur in den Schrank gestellt wird. Wir wünschen diesem Buch, dass es ganz viele Menschen erreicht, dass es in die Ausbildung integriert wird, denn es ist ein Buch aus der Praxis für die Praxis. Es wäre schön, wenn sich viele Leute damit befassen würden.

Herbert Scherer: Bei diesem Buch geht es um nicht mehr und nicht weniger als um den Antritt eines Erbes. Dazu hat sich Faust geäußert: „Du alt Geräte, das ich nicht gebraucht, du stehst nur hier, weil dich mein Vater brauchte. Was du ererbt von deinem Vater hast, erwirb es, um es zu besitzen, was man nicht nützt, ist eine schwere Last.“ Das ist ein schönes Motto für dieses Buch: wenn es nicht genutzt wird, wird es eine schwere Last sein.

Warum dieses Buch? Georg Zinner kann uns nicht mehr persönlich als Wegweiser dienen. Wir können ihn auch nicht mehr für uns sprechen lassen und uns dabei wie früher manchmal hinter seinem breiten Rücken verstecken. Wir müssen uns mit seinen Positionen auseinandersetzen und uns das davon aneignen, wovon wir selbst in eigener Verantwortung überzeugt sind. Das Buch soll diesen Prozess der Aneignung des Erbes ermöglichen und unterstützen.

Es handelt sich nicht um einen Roman. Man sollte nicht versuchen, dieses Buch in einem Rutsch durchzulesen. Nicht zuletzt, weil man sich durch vermeintlich ständige Wiederholungen des scheinbar Gleichen sogar genervt fühlen kann. Bei genauerem Hinsehen ist es nicht das Gleiche, nur sehr ähnlich.

Es gibt eine Abfolge, die man so skizzieren könnte: Am Anfang steht eine Absicht, dann folgt eine Erfahrung, dann der Erfolg und schließlich kommt sogar noch die Ambivalenz des Erfolges. Die einzelnen Kapitel des Buches sind jeweils auch so strukturiert, immer chronologisch, damit man das nachvollziehen kann. Auch gibt es unterschiedliche Färbungen in dem immer Ähnlichen, je nachdem wer der Adressat der Botschaft ist.

Ich empfehle, das Buch bzw. einzelne Texte darin als Energiespender zu benutzen, als Verstärker, als Orientierungshilfe und Ratgeber in Situationen, in denen man das gut gebrauchen kann.

Ich möchte Appetit auf die Benutzung des Buches machen. Zuerst möchte ich zum Kern der Sache etwas sagen, den Grundüberzeugungen und Grundsätzen, 2. zur Absicht bei der Formulierung von den Grundsätzen nach außen und nach innen, einerseits geht es um die Vision, andererseits auch um den Verband und die anderen Einrichtungen, 3. geht es um Georgs Aversionen, Abwehr und Polemik, und dann werde ich ein paar Kontroversen benennen. Die Stichworte sind Gemeinwesenarbeit, Mottohaus für alle, wobei es um das Thema Parteilichkeit geht, Thema ist auch die Trägerschaft. Und dann geht es noch um die Ambivalenz des Erfolges.

Zunächst fasse ich jetzt die Grundpositionen kurz zusammen: Nachbarschaftszentren stehen für stadtteilorientierte, gemeinwesenbezogene Arbeit, für die Förderung ehrenamtlichen und bürgerschaftlichen Engagements, für Kooperation und Partnerschaft mit Initiativen und Einrichtungen im Stadtteil und mit Behörden wie Jugend- und Sozialämtern. Sie stehen auch für bürgernahe Dienstleistungen, z.B. durch die Trägerschaft von Kindertagesstätten und Jugendfreizeit- und Familienbildungseinrichtungen, und für eine Infrastruktur, die sie den Bürgern zur Verfügung stellen. Nachbarschaftshäuser zeichnen sich als Treffpunkt für alle Bürger eines Stadtteils aus, achten auf politische und weltanschauliche Unabhängigkeit und reagieren flexibel auf soziale Probleme und anstehende Aufgaben. Sie bündeln die Potenziale der Bürger und vertrauen sehr stark darauf, dass diese sich für ihr Wohngebiet und die dort zu lösenden Probleme engagieren.

Hinter diesem Grundkonzept steckt eine Grundüberzeugung, nämlich dass die Menschen im Wesentlichen ihre Angelegenheiten selber bestimmen wollen, dass sie nicht aktiviert werden müssen, sondern dass man die Hindernisse aus dem Weg räumen muss, die ihrem Engagement und ihrem Willen, die eigenen Lebensverhältnisse zu gestalten, manchmal entgegenstehen – und zwar auch von Institutionen der sozialen Arbeit.

Ein Zitat zur Grundüberzeugung: „Diese Beispiele sollen ausdrücken, wovon ich persönlich überzeugt bin, dass niemand in unserer Gesellschaft zum gemeinschaftsfähigen, bürgerschaftlich engagierten Menschen gemacht werden muss. Vielmehr ist es so, dass unsere Institutionen sich so organisieren müssen, dass sie zugänglich und offen für Engagement und Mitgestaltungswünsche der Bürger sind und sie sich der Angebote, die ihnen aus der Nachbarschaft gemacht werden, annehmen. Nicht der/die Bürger müssen aufgefordert werden, sich mehr zu engagieren. Nein, die Institutionen und die Einrichtungen müssen sich dafür öffnen.“

Das ist eine kleine Polemik gegen Institutionen wie Freiwilligenagenturen, die ihre Legitimation aus etwas ganz anderem beziehen, nämlich dass sie die Bürger zur freiwilligen Mitarbeit aktivieren wollen. Hier wird das eher als Aufgabe der Einrichtungen gesehen.

Was die Absicht bei der Formulierung von Grundsätzen angeht: Georg hat immer sehr viel Gutes über die Nachbarschaftshäuser gesagt und meinte u.a. das Nachbarschaftsheim Schöneberg. Aber er hat auch für uns alle gesprochen. Er wusste ganz genau, dass wir höchstens auf dem Wege zu dem Ganzen sind. Er hat das auch mal formuliert und nach außen dargestellt. Zitat: „Wir brauchen Orte, in denen neue Gemeinschaftsformen sich entwickeln können und wirksam werden. Die Berliner Nachbarschaftszentren, selbst noch in der Entwicklungsphase, sind ein positives Beispiel hierfür.“ Das hat er noch vor fünf oder sechs Jahren gesagt.

Wichtig ist ja, dass er diese Grundsätze nie nur nach außen vertreten hat als „schöne Fassade“, sondern dass das auch ein Anspruch nach innen ist. Dazu zitiere ich jetzt etwas aus dem Zinner-Freier-Papier. Eigentlich ist das Buch ein erweitertes Zinner-Freier-Papier. Es steht noch viel mehr drin, aber es ist mit der gleichen Intention geschrieben.

Zitat: „Warum wurde das Papier damals geschrieben? Ich habe immer versucht, den Nachbarschaftsheimen eine Grundlage zu geben, auf die sich alle verständigen können. Die Grundlage sollte nach innen gerichtet so etwas wie ein Selbstverständnis sein und nach außen gerichtet, natürlich gerade den Geldgebern gegenüber, sollte damit deutlich und vorstellbar gemacht werden, was Nachbarschaftsheime wollen, was Nachbarschaftsheime sind und welche Rolle sie in unserer Gesellschaft einnehmen können.“

Es ging immer über das hinaus, was Nachbarschaftsheime sind, es ging immer auch darum, was Nachbarschaftsheime werden können, und was die Stadt und das Land insgesamt davon hat, wenn es nicht nur kleine Inseln gibt, sondern eine allgemeine Infrastruktur. Deswegen geht es in diesem Zitat weiter: „Mein größtes Ziel war, Nachbarschaftsheime zur sozialen Grundstruktur bzw. zur sozialen Infrastruktur in der Stadt zu machen. Das war mein Anliegen. Ich wollte ebenfalls darauf hinweisen, dass kein Nachbarschaftsheim wie das andere ist, jedes hat seine eigene Geschichte. Jedes Nachbarschaftsheim hat einen Verein im Hintergrund. Dieser Verein muss auch ernst genommen werden. Jedes Nachbarschaftsheim liegt in einem anderen Stadtteil oder Stadtgebiet, hat sich deswegen auch Schwerpunkte gesetzt, hat Tradition, was man alles berücksichtigen muss. Deswegen war es für mich sehr wichtig, dass es so sein muss, dass jedes Nachbarschaftsheim sein eigenen Charakter findet.“

Georgs Absichten gehen also immer über das hinaus, was gerade ist. Sein ständiges Bemühen war, immer etwas Neues zu entwickeln, sich um die Weiterentwicklung zu kümmern. Alles, was nicht gut lief, kritisierte er entschieden.

Zu dem, was er nicht mochte, lieferte Georg ein paar knorrig bayerische Sätze, Polemik. Zum Beispiel zum Verhältnis zur Politik und zur Steuerung von oben: „Ich kann mich auch an interne Diskussionen im Nachbarschaftsheim Schöneberg erinnern, bei denen ich sagte, dass es uns doch egal sein kann, was die Politik will. Es kann uns auch egal sein, was irgendwelche Wohlfahrtsverbände wollen, denn wichtig ist doch, was wir wollen.“ Gut, dafür gibt es dann auch einen Grund. Es geht nicht nur darum, was die Mitarbeiter der Nachbarschaftsheime wollen, sondern diese Bereitschaft zum eigenen Willen ist eine Notwendigkeit, wenn man den Bürgerwillen ernst nehmen will.

Und so geht es dann auch weiter: „Wenn wir mit den Bürgern im Stadtteil zusammenarbeiten wollen, dann müssen wir unsere Häuser öffnen und müssen bürgerschaftliches Engagement zulassen und zwar für das Engagement, für das Bürger sich interessieren und engagieren, worin sie ihre Anliegen sehen.“

Noch etwas zur Politik bzw. zur öffentlichen Verwaltung: „In Minuten der Verzweiflung habe ich mir gewünscht, dieses Gebilde „Öffentliche Verwaltung“ solle doch ausschließlich das tun, was es ohnehin am besten kann: sich mit sich selbst beschäftigen. So würden wir wenigstens nicht mit Dingen belastet, die niemand nutzen, außer denen, die glauben, Vorschriften bewegten das Leben.“

Was Georg nicht wollte, da wurde er manchmal vielleicht auch missverstanden, ist, dass freiwilliges Engagement als Ersatz für professionelle Hilfe gesehen wird. Dazu ein Zitat: „Freiwilliges Engagement braucht Förderung, verträgt aber keine Domestizierung. Der Versuch, dieses Engagement als „Sparbüchse“ und Freiwillige als billige Arbeitskräfte zu nutzen, wird scheitern, weil Motivation und Differenziertheit des Engagements dies nicht zulassen.“

Dazu gibt es noch ein anderes Zitat: „Kann die Hilfsbereitschaft soziale Dienste ersetzen? Natürlich nicht. Aber ohne nachbarschaftliche Hilfsbereitschaft bleiben viele soziale Dienste Makulatur.“

Georg mochte nicht diese kurzfristigen Programme, diese Preisausschreiben, diese Innovationsgeschichten, die nach drei Monaten beendet waren, diese Kurzprojektförderung, und auch die Aufblähung von sozialen Diensten dadurch, dass immer wenn etwas schief geht, eine neue Sache gemacht wird, während die alte Sache, die vorher schiefgegangen ist, fortgeführt und weiter gefördert wird. Dagegen setzt er die Stärkung der Regeleinrichtungen. Er sagt auch u.a., dass man Geld sparen kann, wenn man die Regelstrukturen stärkt und Sonderprogramme nicht mehr notwendig sind, was vielen bestimmt nicht gefallen hat.

Dazu ein Zitat: „Ich bin ein großer Anhänger der guten Ausstattung von sogenannten Regelstrukturen wie Kindertagesstätten, Schulen, Ganztageseinrichtungen, Kinder- und Jugendfreizeiteinrichtungen, Nachbarschafts- und Familientreffpunkten usw. und durchaus – jetzt kommt das Provokative – für ein Zurückschrauben individueller Hilfeformen, in Rechtsansprüchen zum Teil detailliert formuliert. Warum? Gut ausgestattete Einrichtungen können sozusagen ganzheitlich auch die individuellen Probleme zum großen Teil lösen, vor allem dann, wenn sie nachbarschaftliche Potenziale einschließen. Immer neue Sonderformen von Hilfen erübrigen sich, wenn die Regelstrukturen gut funktionieren.“

Ich komme zu den kontroversen Punkten, die vielleicht schmerzhaft für den einen oder anderen sind, wie bei Georgs Position zum Thema Gemeinwesenarbeit. Dazu kann man einiges in dem Buch nachlesen, aber ich zitiere einen Satz, der vielleicht auch provoziert: „Die Gemeinwesenarbeit formuliert ja einen hohen Anspruch, aber sie ist – und das glaube ich eigentlich bis heute – nicht in der Lage, diesen Anspruch einzulösen. Dieser allumfassende Anspruch kann über soziale Arbeit (und dafür werden wir bezahlt) nicht in die Wirklichkeit umgesetzt werden. Es geht vielmehr darum: Was nützt den Leuten konkret? Was möchten die Leute? Was ist das, was sie brauchen? Was können sie mit nach Hause nehmen? Es kann nicht die Frage sein, was wir wollen, was wir meinen, was für die Leute nützlich ist.“

Weiter umstritten - in den 1980er Jahren sogar sehr stark umstritten – war der Slogan: ein Haus für alle. Dazu nur kurz ein Zitat: „Eberhard Schwarz hat den Begriff „Haus für alle“ aus dem Ausland mitgebracht, übrigens aus Frankreich (Une maison pour tous). Die Idee war, das Nachbarschaftsheim Schöneberg wirklich für alle zu öffnen, für den, der Probleme hat, und für den, der sie nicht hat oder meint, sie nicht zu haben, und daraus eine Stärke zu entwickeln. Wir haben die Kontroverse, die wir hier austragen, auch im Hause gehabt, also die vielleicht in Verbandskreisen berühmte Zinner-Oelschlegel-Debatte oder so. Die hatte u.a. etwas damit zu tun, dass aus den Berliner Einrichtungen dieser Slogan stark kritisiert wurde, weil man in ihm eine mangelnde Parteilichkeit sah. Aber das war ja genau die Position, die Georg vertreten hat, eine Neutralität des Hauses auch gegenüber allen, die im Stadtteil wohnen auf eine bestimmte Art, mit einer Grenze. Dazu hat er sich auch geäußert, also wenn es darum ging, Rassisten rauszuhalten, also Menschen, die andere Menschen nicht haben wollen, also das war sozusagen dann die Grenze für Georg in der Programmatik, was in dem Hause Geltung finden kann, aber ansonsten eine große Breite und keine Bekehrungsversuche gegenüber den Menschen.“

Trägerschaft über einen Verein, dazu hatte Georg eine ganz klare Meinung, nämlich dass ein Nachbarschaftsheim nur erfolgreich sein kann, wenn es selber Kern der Aktivitäten ist und nicht eine abhängige Unterorganisationen von größeren Verbänden und größeren Trägern. Wenn diese Abhängigkeit besteht, wird das Wachstum durch den Träger gebremst, weil der Träger die lukrativen Dinge dann als Träger machen will und dem Nachbarschaftsheim nicht die Führung an diesen Punkten überlassen möchte. Da gibt es einige Beispiele, die wir vielleicht selber kennen.

Zur Ambivalenz des Erfolges gibt es eine spannende Frage: Wie kommt es dazu, dass man durch das Wachstum und durch den Erfolg auch Probleme bekommen kann? Das hat etwas mit der Größe zu tun, mit der Frage, wie es aus dem Stadtteil herausgeht. Es gibt Erfahrungswerte aus dem Nachbarschaftsheim Schöneberg, über die Georg auch schreibt. Das ist erst einmal ganz legitim und ganz normal. Der erste und einzige arabische Frauenladen wurde nun mal vom Nachbarschaftsheim Schöneberg in Trägerschaft genommen und war das einzige entsprechende Angebot in ganz Berlin, wodurch er diesen großen Einzugsbereich hatte. Nichtsdestotrotz gibt es über das Wachstum einer Einrichtung auch strukturelle Probleme, und es lohnt zu lesen, was Georg darüber schreibt und was wir in dem Buch aufgenommen haben. Manchmal führt es zu Konflikten mit den Mitarbeitern, dazu ein Zitat, weil es ganz interessant ist. Im Nachbarschaftsheim Schöneberg wurde eine Organisationsberatung eingeführt, um die Probleme des Wachstums zu bearbeiten. Diese Organisationsberatung wurde auf halbem Wege als Misserfolg abgebrochen. „Im Mittelpunkt der Diskussion stand lange Zeit ein Teamsprechermodell, das vom Geschäftsführer Georg Zinner vorgeschlagen wurde und gegen das sich die Mitarbeiter wehrten. Sie wollten die Gleichheit in den Teams beibehalten. Der Geschäftsführer hingegen wollte über eine mittlere Führungsebene Verantwortung delegieren und damit teilen, also auch Macht abgeben. Die Mitarbeiter sahen mit der Einführung von Leitungsstrukturen die Gleichheit im Team aufgehoben, Vertrauen durch Kontrolle ersetzt, Autonomie durch Abhängigkeit abgelöst. Der Bericht der Organisationsberater stellt weiter fest: Die hohe Motivation und die gute Arbeitsqualität seien bisher auch ohne formelle Teamleitung erreicht worden. Mitarbeiter, die sonst die Allmacht des Geschäftsführers kritisierten, scheuten sich davor, Teile dieser Macht zu übernehmen. Sie möchten lieber im Stande der Unschuld bleiben. Die Organisationsberater folgerten: Die Beschäftigten realisieren in ihrer Rolle vorrangig die persönlichen Interessen und können dadurch den von der Organisation gestellten Erwartungen nicht gerecht werden. Das Teamsprechermodell wurde am Ende von der Organisationsberatung dann doch vorgeschlagen und zwar in der von den meisten Mitarbeitern gewünschten Form des „Briefträgerprinzips“: der Sprecher als Bote zwischen Team und Geschäftsführer, ohne eigene Kompetenzen oder gar Weisungsbefugnis.“

Es gibt noch eine andere Ambivalenz des Erfolges, wenn die Worte, die benutzt werden und die eine klare Idee beinhalten, plötzlich in den Mainstream einmünden und in den Sonntagsreden wieder auftauchen. Das ist ja leider mit einigen Begriffen passiert, zum Beispiel auch mit dem Begriff bürgerschaftliches Engagement. Das bekommt einen anderen Ton, wenn die Regierung davon redet. Auch der Begriff Willkommenskultur kriegt eine ambivalente Bedeutung, wenn er Teil von vollständig widersprüchlichen und inkohärenten Regierungskonzeptionen oder staatlichen Konzeptionen wird. Darüber können wir während unserer Tagung ja noch diskutieren.

Wir haben hier einige Mitarbeiter im Raum, die als Mitarbeiter unter Georg gelitten haben, so möchte ich das mal nennen. Er hat uns ja stark beansprucht. Auch ich war ja Angestellter, denn als Geschäftsführer des Bundesverbandes war er ja der Vorsitzende und ich war ihm gegenüber rechenschaftspflichtig. Ich weiß, dass das kein Zuckerschlecken war. Er hat uns ab und zu ziemlich hart rangenommen. Wenn wir auf unserer Meinung beharrten, die von seiner sich unterschied, hat er uns durch seinen Widerstand und seine Skepsis gezwungen, zu einem besseren Ergebnis zu kommen, ein höheres Niveau zu erreichen. Wenn wir darin erfolgreich waren, hat Georg das anerkannt und uns das auch gezeigt. Und das kann auch hier gelten. Wir müssen uns nicht alles zu eigen machen, was in dem Buch steht, es ist keine Bibel und kein Koran. Aber wo wir widersprechen, dürfen wir nicht unter dem Niveau dessen bleiben, was Georg Zinner von uns erwartet hätte.

Eva Bittner: Wir vom Theater der Erfahrungen hatten viele Auseinandersetzungen mit Georg Zinner, aber wir haben nicht unter ihm gelitten, da möchte ich widersprechen. Da waren manche Auseinandersetzungen scharf, aber wenn es sie nicht gegeben hätte, wären wir auch nicht weitergekommen.

Herbert Scherer: Das war liebevoll gemeint und ich glaube, das haben auch alle verstanden, liebevoll und respektvoll.

Markus Schönbauer: Ich habe zeitweise gelitten. Ich bin vom Nachbarschaftsheim Schöneberg nach Pankow gegangen, war zeitweise frustriert, aber habe dann relativ schnell festgestellt, was ich in all den Jahren an Georgs Seite alles gelernt habe. Was mich bis heute begleitet, ist die Haltung gegenüber unseren Zuwendungsgebern. Wir sind Partner auf Augenhöhe, wir sind stolz auf das, was wir tun, wir machen sehr gute Arbeit, und so treten wir der öffentlichen Verwaltung oder anderen Zuwendungsgebern gegenüber auch auf. Ich musste feststellen, dass es das nicht überall gibt.

Herbert Scherer: Dazu liefere ich noch ein kleines Zitat. Georg hat sich erfreut zu dem Programm Mehrgenerationenhäuser geäußert. Er hat darin die Wiedergeburt oder die Neugeburt der Nachbarschaftshäuser entdeckt und sie gewarnt: „Keinesfalls dürfen Mehrgenerationenhäuser als Agenturen und verlängerter Arm von Politik und Verwaltung agieren. Sie müssen ihre Aufgabenstellung und Zielsetzung selbst entwickeln dürfen und sollen sie hierzu auch mit den Kommunen und Landkreisen abstimmen, aber sie sollen nicht abhängig werden und nicht abhängig bleiben.“ Was er hier gefordert hat, war leider absolut nicht möglich, weil es ein Programm war, das in stärkstem Maße von oben reglementiert wurde. Wie ständig evaluiert wurde und wie Qualitätsmaßstäbe angesetzt wurden, das war ein Grauen für Georg und seinem Grundgedanken der freien Entscheidung vor Ort, was notwendig ist und wie die Arbeit gestaltet werden soll.

Peter Stawenow: Ich bin vom Sozialwerk Berlin. Als ich 1993 sozusagen als sein Schüler zu Georg Zinner kam und er alle Türen und Fenster aufgemacht hat und alle Geheimnisse der Nachbarschaftsarbeit offenbarte, hat uns das als Einrichtung, die neu in Mitte im Aufbau war, Mut und Kraft gegeben. Wir brauchten keine Fehler wiederholen, die Georg bereits kannte. In den neuen Bundesländern hat uns das sehr geholfen, in einem schnelleren Tempo vorwärts zu kommen.

Nachdem wir eine erfolgreiche Entwicklung genommen haben, hat Georg sich nicht nur als Lehrer verstanden, sondern er hat uns dann auch um Rat gefragt hinsichtlich der Strukturentwicklung, ob Verein oder GmbH usw., und dem, was Herbert Scherer mit der Übertragung der Verantwortung an eine mittlere Leitungsebene umschrieben hat. Es ist wirklich so, dass jedes Haus anders ist. Georg sagte, dass ein Verein da sein muss, der eine flache Hierarchie hat, und das ist für mich eine Erfahrung, die ich nicht mehr missen möchte.

Eva Bittner: Die von Georg geschilderte Erfahrung mit der Organisationsberatung fand ich sehr interessant. Gibt es Häuser, wo Organisationsberatung durchgeführt wurde? Nein, dann war das ein einmaliger Versuch.

Herbert Scherer: Aber das ist ja eine Kritik an den Mitarbeitern und zwar an der ganzen Truppe. Auf der einen Seite meckern alle über den Geschäftsführer, der so mächtig ist, aber sie wollten lieber meckern als selbst Verantwortung zu übernehmen, was ihnen angeboten wurde. Wie habt Ihr das heute gelöst?

Gökçen Demiragli: Es gibt jetzt eine mittlere Ebene, die mit entscheidet, also hat sich anscheinend doch irgendwas nach der Organisationsberatung bewegt.

Teilnehmer: Wann war diese Organisationsberatung?

Herbert Scherer: Das müsste Anfang der 1990er Jahre gewesen sein.

Teilnehmer: Es gab später noch einmal eine Organisationsberatung, Anfang der 2000er Jahre, mit Interviews von allen Bereichsleitungen. Die wurde aber auch nach der ersten Vorstellung durch dieses Büro wieder ad acta gelegt.

Eva Bittner: Aber ich erinnere mich an die erste Organisationsberatung. Das war so wie es im Buch steht. Das Theater der Erfahrungen war damals ein reines Frauenteam mit fünf Frauen. Wir wollten unsere flache Hierarchie und wollten nicht von Georg gedrängt werden, jetzt eine Leitung zu haben. Er hat uns angefleht, dass wir wenigstens eine Sprecherin benennen sollen, also diese Postboten-Geschichte. Das war wirklich das Minimum, auf das man sich einlassen konnte. Vielleicht hat er ja

Recht gehabt mit dem, dass wir uns drückten, eine Position anzunehmen, die uns aus diesem kleinen Team herausgehoben hätte.

Herbert Scherer: Zu der Funktion des Zinner-Freier-Papiers und der Frage: zentrale Steuerung oder was macht öffentliche Hand mit frei gemeinnützigen Einrichtungen? Was Georg Zinner über das Verhältnis zu den Bewohnern beschreibt, dass es darum geht, was von unten kommt nach oben durchzusetzen und den Weg freizumachen, das galt auch für den Verband. Als es mal darum ging, die Diskussion über die Weiterentwicklung des Zinner-Freier-Papieres zu führen, habe ich schon einmal gesagt, dass ich zu der Zeit Geschäftsführer der Berliner Landesgruppe war und in den Senatsverhandlungen über diesen großartigen Stadtteilzentrumvertrag, der uns ja die finanzielle Grundlage für die nächsten Jahre liefern sollte, stark beteiligt war. Von daher war ich befangen und benebelt, denn wenn man ständig mit den öffentlichen Geldgebern zusammensitzt, um dort zu beschreiben, wofür das Ganze gut sein soll, dann kommt einem irgendwann was zurück an Anforderungen, dass es so und so zu sein hat.

Und in der Situation war Georg Zinner der Meinung, dass wir, der Verband und der Geschäftsführer des Verbandes, jetzt mal auf die Pauke hauen müssen und gegenüber den Senatsleitungen die Eigenständigkeit und Selbstdefinition behaupten sollten. Damals habe ich gesagt, dass ich das mental gerade nicht schaffe. Dann hat sich Georg mit Dietmar Freier hingesetzt und sie haben für uns den mentalen Befreiungsschlag organisiert und gesagt, wie wir das wollen. Das war interessant. Hinterher war das für mich über Jahre der Rückenwind gegenüber diesen Senatsforderungen, die sehr extrem waren, um dem standzuhalten. Das war eine sehr plastische Situation, weil ich wusste, was die von uns wollten. Sie wollten, dass wir einen Einheitstyp Nachbarschafts- und Stadtteilzentren machen, mit einer einheitlichen Finanzierung. Ich wusste, dass sie das vorhaben und habe sie darum gebeten, uns das offiziell nicht zu sagen, bevor wir den Vertrag unterschreiben. Ich dachte, wenn die uns vorher ihre Forderungen sagen, dann können wir den Vertrag nicht unterschreiben. Der Vorstand hat also den Vertrag unterschrieben und wir bekamen postwendend am gleichen Tag einen geschlossenen Umschlag mit einer Excel-Tabelle. Da war die ganze Stadt durchgeexclt worden. Dann ging es drei oder vier Jahre darum, einen Abwehrkampf gegen diese Absichten zu führen. Im Laufe der Zeit ist das gelungen. Es ging darum, die Nachbarschaftsheime vor dem Zugriff ihrer Förderer zu retten, die eine zentrale Steuerung von oben wollten. Allerdings haben wir uns in diesem Prozess ein bisschen unbeliebt gemacht. Dann hat man gedacht, das ist Dialektik, dann holen wir uns einen anderen, der jetzt die Verantwortung für die zentrale Steuerung übernimmt. Der Verband sollte wegen Befangenheit raus, weil er zu sehr mit den Einrichtungen zusammenarbeitete und deren Willen gegen den Landeswillen durchsetzen wollte.

Dann wurden wir ausgebootet und der Paritätische Wohlfahrtsverband wurde gefunden, weil man ihm eine größere Staatsnähe zutraute. Da gab es dann einen Zauberkünstler, der es geschafft hat, beiden Seiten – vor allem dem Senat – vorzumachen, dass diese Umsteuerung nun stattfindet, mit Appetithäppchen für den Senat. Das Zinner-Freier-Papier wurde in unseren Koordinationsrunden mit dem Senat als Nicht-Papier behandelt. Es war ein Papier, das uns gestärkt hat, aber das wir nicht präsentieren durften. Georg Zinner hat es hinterher geschafft, diesen zentralen Zauberkünstler beim Paritätischen, der nach zwei Seiten operiert hat, davon zu überzeugen, dass es das richtige Konzept ist. Plötzlich wurde das Zinner-Papier quasi offiziell in den Prozess eingebracht, womit die Nachbarschaftsheime in ihrer Unterschiedlichkeit gerettet waren und die Umsteuerung nur in geringem Maße stattfand. Der Senat kam dann und sagte, dass er mehr umsteuern und die Verantwortung wieder übernehmen will, weshalb er den Paritätischen Wohlfahrtsverband wieder ausgebootet hat. Jetzt macht es die Stadt und seitdem sie selber übernommen hat, hat die Umsteuerung vollständig aufgehört, weil sie sich das gar nicht trauen.

Gabriele Geißler: Ich bin vom Kiek In in Berlin-Marzahn, wo ich seit 1996 Geschäftsführerin bin. Georg war 1999 das erste Mal bei uns, weil ich ihn eingeladen hatte. Ich war sehr dankbar, dass er den Weg von Schöneberg nach Marzahn auf sich genommen hat. Ich konnte ihm unsere ersten kleinen Pflänzchen präsentieren. Es war Georg, der mich ganz, ganz doll darin bestärkt hat, diesen schwierigen Weg weiterzugehen. Ich hatte zwei oder drei Jahre Zeit, um zu merken, was es heißt, Geschäftsführerin in solch einem Laden sein, was ja nicht immer nur glücklich macht. Georg ist für mich ein ganz großes Vorbild, wenngleich ich auch mal erleben durfte, dass er nicht immer so gut drauf war.

Ich glaube, dass Georg von Anfang an nicht nur Kiek In, sondern auch viele andere Ost-Berliner neu entstehende Nachbarschaftseinrichtungen massiv ermutigt hat, weil er anerkannt hat, dass da etwas

wächst und gedeiht. Er hat es gefördert und in seiner Rolle und Funktion immer das Möglichste getan, um tatsächlich eine Gerechtigkeit hinzukriegen, weil niemand wollte, dass der einen Seite alles weggenommen wird, was auf die andere Seite geschaufelt wird. Da hatte er einen ganz großen Einfluss und ich persönlich bin ihm bis heute sehr dankbar.

Eva Bittner: Ich will noch meinen Dank an alle, die an diesem Buch mitgewirkt haben, zum Ausdruck bringen. Das waren Weggefährten, Mitarbeiter, der Verband für sozial-kulturelle Arbeit, das war der Paritätische, das Nachbarschaftsheim Schöneberg. Es ist gut, dass das Buch jetzt vorliegt und gelesen werden kann.

Stephan Wagner: Ich denke, dass solche Bücher ganz notwendig sind, insbesondere wenn sie so querliegen zu dem, was oft gedacht oder gemacht wird. Das hat mich an Georg fasziniert. Ich habe Georg ganz lange immer nur aus der Ferne wahrgenommen. Als junger Sozialarbeiter im Mittelhof bin ich irgendwann mal abends in eine private Party reingeraten, wo Georg saß. Er war ein faszinierender Typ, der da saß, der was zu erzählen hatte. Später, als Professor, habe ich das auch nur aus der Ferne beobachtet. Dann habe ich ihn ja noch zwei Jahre als Mitglied des Bundesvorstandes erlebt in seiner Funktion als Vorsitzenden. In meinem Leben habe ich viele Geschäftsführer erlebt. Man hat den Eindruck, sie sind das, um das zu sein. Es ist ein gut bezahlter Job, den machen sie auch gut. Aber Georg war das, weil er was wollte. Georg hatte eine Vorstellung, wie die Welt sein soll. Er hat versucht, die Welt in diese Richtung zu kriegen. Und die Vorstellung war spannend. Er war dafür bereit, jederzeit Theorien und Ideologien beiseite zu lassen, um zu gucken, wie funktioniert es, dass es so wird, dass es besser wird, so wie ich mir das vorstelle. Das war faszinierend, weil von ihm eine unglaubliche Kraft ausging, die auch heute noch spürbar ist. Diese Kraft hat mich immer fasziniert und ich hoffe und wünsche mir, dass diese Kraft bei vielen Leuten im Verband in irgendeiner Form weiterlebt. Das wünsche ich mir für diesen Verband: Leute, die querliegen und machen, was notwendig ist. Ich freue mich, dass wir jetzt dieses Buch haben und Georgs Gedanken weitergegeben werden.

## **TOP 2, Eröffnung der MGV**

*S. Wagner stellt die Beschlussfähigkeit der Mitgliederversammlung fest. Von 67 stimmberechtigten Mitgliedern sind 46 Mitglieder vertreten. Die Mitgliederversammlung wurde fristgemäß einberufen und ist beschlussfähig. Die Tagesordnung wird bestätigt und einstimmig angenommen. Das Protokoll der Mitgliederversammlung vom 25.09.2014 wird bestätigt und einstimmig angenommen.*

## **TOP 3, Satzungsänderungen**

*Den Mitgliedern wurde fristgerecht ein Entwurf für eine neugefasste Satzung des VskA zugesandt. S. Wagner führt in die Neuerung im Vergleich zur aktuellen Satzung ein und begründet deren Notwendigkeit. Er verliest den Text des Satzungsentwurfes. Die Paragraphen werden einzeln besprochen. Es findet über jeden Paragraphen eine gesonderte Probeabstimmung statt, die jedes Mal mehrheitlich zustimmend ausfällt.*

*Der vorgelegte Satzungsentwurf wird im Anschluss einstimmig ohne Enthaltungen durch die Mitgliederversammlung beschlossen.*

*Die so beschlossene Neufassung der Satzung ist als Anlage zu diesem Protokoll beigelegt und bildet Bestandteil desselben.*

*Der Vorstand wird darüber hinaus beauftragt zu überprüfen, ob die Ergebnisse der anstehenden Selbstverständnisdiskussion Niederschlag in der Satzung finden müssen. Außerdem wird er gebeten, bei einer möglichen nächsten Satzungsänderung verschiedene redaktionelle Anmerkungen, die in der Diskussion geäußert wurden, zu berücksichtigen. Das sind:*

- § 1 hinzufügen: Das Geschäftsjahr ist das Kalenderjahr.

- § 2 (1) .... am Ende hinzufügen: ...und dem Schutz vielfältiger Lebensformen verpflichtet.
- § 2 (3) h): hinzufügen: Schutz von eheähnlichen Gemeinschaften und alternativer Lebensformen.
- § 4 (6): raus soll „... sowie jederzeit auf Anforderung in seine Vermögenslage Einblick zu gewähren“
- § 9 (2) 1. (Erster) Vorsitzender: 1. fällt weg,
- § 10 1. Vorsitzender „1.“ fällt weg.
- § 12 (2) + (3) 1. (Erster) Vorsitzender fällt weg.
- §13 (3) 1. Vorsitzender (erster) fällt weg. § 13 (2) „... mit diesen für den Verein ...“ soll raus.

#### **TOP 4, Geschäfts- und Finanzbericht 2014**

*Geschäfts- und Finanzbericht 2014 werden angenommen. Der Jahresabschluss wurde von RBS Roever Broenner Susat + Mazars GmbH & Co. KG geprüft und hat zu keinen Beanstandungen geführt, er entspricht den gesetzlichen Vorschriften.  
Zu den Berichten gibt es keine Fragen.*

*G. Geißler beantragt die Entlastung des Vorstandes, diese wird einstimmig angenommen.*

#### **TOP 5, In Inklusion konkret (Nach-)Wirkungen der Jahrestagung 2014**

*In den Nachbarschaftshäusern gab es zahlreiche Weiterentwicklungen, einige MOs berichten.*

Daniela Mauch: Ich bin vom Kiosk Riesenfeld aus Freiburg. Letztes Jahr im September waren wir in Frankfurt/Main zur Jahrestagung und das Thema war „Stadtteilzentren – alle(s) inclusive?!“ Was ist inhaltlich geschehen? Mir ist es wichtig, dass wir im Bundesvorstand auch Themen besetzen wie einen roten Faden, damit die Themen nicht nur kurz aufleuchten und wieder versinken, sondern dass sie am Laufen gehalten werden. Was hat sich bei einzelnen Einrichtungen durch diesen Impuls der letzten Jahrestagung getan? Welche Schritte sind gegangen worden? Was hat sich entwickelt?

Katharina Jacob: Ich arbeite im Stadtteilzentrum Berlin-Pankow. Wir haben das Projekt Stadtteilzentrum inklusiv. Meine Kollegin Ira Freigang hat in dem Jahr sehr viel dafür gearbeitet. Letzte Woche hatten wir den zweiten Geburtstag von dem Projekt. Wir haben ein Zertifikat bekommen, den Realitäts-Check Stadtteilzentrum. Dazu gab es eine Befragung im Haus, inwiefern unsere Einrichtung barrierefrei ist. Diese Befragung führten Mitarbeiter von nueva durch, also Menschen mit Behinderungen.

Wir haben eine Mitarbeiterin mit Lernschwierigkeiten, die regelmäßig im Haus mithilft und beschäftigt ist. Sie stellt auch das Projekt vor und wurde jetzt von der Behindertenwerkstatt für einige Zeit freigestellt, damit sie bei uns mitarbeiten kann.

Stefan Markus: Wir haben hier eine zentrale Aufnahmestelle, aber wir haben auch in der Nähe die allgemeine Berufsschule, wo viele unbegleitete männliche Flüchtlinge untergekommen sind. Mein Kollege hat ein Projekt „Kochen mit Flüchtlingen“ begonnen. Über die Senatskanzlei war das mit der Finanzierung einer Honorarkraft auch unterstützt worden. Gleichzeitig, das war der inklusive Gedanke dabei, haben wir mit dem Martinsclub zusammen mit Behinderten gemeinsam so ein Kochprojekt gemacht. Einerseits zur Förderung der Sprachkenntnisse, aber auch als inklusives Projekt gedacht. Das haben wir im letzten Jahr mit dem Martinsclub einige Monate durchgeführt, was sehr gut ankam. Es gab noch andere Projekte, aber das war ein herausragendes.

Evelyn Ulrich: Wir haben vor allen Dingen erst mal einen Diskussionsprozess in Gang gesetzt und auch bestimmte Formulierungen in unsere Satzung übernommen, die wir im März 2015 verändert haben. Ich denke, das war ein wichtiger Schritt, damit sich alle Mitarbeiter/innen und Besucher/innen noch mal öffnen und dem Gedanken offen gegenüberstehen.

Ansonsten haben wir gemeinsam mit dem Bezirksamt die Seniorenbegegnungsstätte in Kooperation übernommen und betreiben die jetzt innerhalb des Hauses. Da haben wir besonders für ältere Menschen Wege leichter gemacht, damit sie die Angebote auch nutzen können.

Daniela Mauch: Wir in Freiburg haben auch die Impulse aufgenommen und weitergeführt. Wir haben Fachthemen mit unseren Ehrenamtlichen und dem Vorstand diskutiert. Ich war mit 30 Ehrenamtlichen des Cafés, das wir betreiben, in einem Wohnheim vom Ring der Körperbehinderten. Bei der Tagung letztes Jahr ist mir deutlich geworden, dass wir im Rieselfeld einfach sehr kurze Wege haben. Die Menschen, die dort im Stadtteil wohnen, sind unsere Nachbarn, ob sie im Wohnheim vom Ring der Körperbehinderten oder von der AWO wohnen und sie kommen ganz selbstverständlich bei uns ins Haus rein. Für uns ist eher nicht die Frage, wie wir sie erreichen, sondern wir sind einfach da, wie alle anderen Bewohner/innen auch.

Ein kleiner Misserfolg war bei uns zum Beispiel unsere Mitgliederversammlung. Unser Kassenprüfer fährt mit seinem E-Rolli vor und will sich an seinem Tisch positionieren. Das funktionierte aber leider nicht wegen der Tische. Jetzt sind wir dabei, eine Induktionsschleife im Saal anzubringen und wollen noch mal überlegen, wie so etwas weiterentwickelt werden kann. Auch der Beirat für Menschen mit Behinderungen in Freiburg ist da sehr hinterher, weil es bisher keinen Raum in Freiburg gibt, der entsprechend mit Induktionsschleifen ausgerüstet ist.

## **TOP 6, Berichte aus den Mitgliedsorganisationen.**

*Mehrere Mitglieder berichten über aktuelle Entwicklungen und Vorhaben.*

Ralf Jonas: Morgen Abend werdet Ihr es hier auch sehen: Wir haben in diesem Jahr ein Tanztheaterstück produziert mit dem Titel „Rootless“. Es setzt sich auch mit den Themen Asyl, Heimatlosigkeit, Entwurzelung auseinander. Wir wollen mit den Kids jetzt unglaublich gerne auf Tournee gehen und suchen im Bundesgebiet Einrichtungen, die genügend Geld haben, um uns zu engagieren. Das ist ein tolles Projekt, an dem junge Flüchtlinge und Jugendliche aus Bremen beteiligt sind. Inzwischen sind die Flüchtlinge teilweise schon wieder woanders, was der Lauf der Dinge ist. Es ist ganz schwierig, in dem Bereich eine kontinuierliche Arbeit aufzubauen. Das Projekt läuft aber weiter und wir haben noch eine zweite Abteilung aufgemacht für Leute, die da einsteigen wollen. Wir arbeiten ganz viel mit den Vorklassen zusammen, also diese Klassen, wo ausschließlich junge Flüchtlinge beschult werden und vor allem erst mal Deutsch lernen.

## **TOP 7, Verbandsentwicklung: Strategie, Aufgaben, Leitbild.**

*Schwerpunkt der zu führenden Diskussion um Selbstverständnis und Aufgaben des Verbandes wird die Weiterentwicklung des Freier-Zinner-Papiers sein.*

Barbara Rehbehn: Es wurde schon darauf hingewiesen, dass das Freier-Zinner-Papier weiterentwickelt werden soll. Wie dieser nächste Schritt dazu aussehen könnte, dazu gibt es einen Vorschlag.

Stephan Wagner: Wir hatten im Vorstand eine sehr lange Diskussion, die mich auch sehr verblüfft hat. Kollege Hinte konnte nicht zur Sitzung kommen, weshalb wir noch ein langes Telefonat mit ihm hatten. Er hat sich bereit erklärt, dass er in der Vorstandssitzung im November mal einen Vorschlag zur Weiterentwicklung oder auch Kritik des Freier-Zinner-Papiers vorlegen wird. Er will es aus der Perspektive eines Wissenschaftlers beleuchten. Das wird also eine gute Grundlage für eine lebhaftige Diskussion.

Daneben möchte der Vorstand alle Mitgliedsorganisationen anschreiben, also die Geschäftsführungen wie auch die ehrenamtlichen Vorstände, um darum zu bitten, auf einer Seite aufzuschreiben, was für

euch die Kultur eines Nachbarschaftsheimes ist, die Essenz. Wir wollen das einfach mal sammeln und einen Glossar erstellen. Natürlich müssen wir bei dem Begriff Kultur aufpassen wegen der Förderungen usw., aber für die Diskussion, denke ich, ist das ein hilfreicher Begriff. Es soll eine Diskussion angestoßen werden: wer sind wir? Als was verstehen wir uns? In dieser Doppelung kann das ein interessanter Prozess werden.

Stefan Kurzke-Maasmeier: Im letzten Jahr hatte ich mit einem Vorstandsmitglied darüber gesprochen, wie der Kontakt des Verbandes zum Beispiel zur Deutschen Gesellschaft für Soziale Arbeit ist oder zum DBSH oder zu anderen Wissenschaftsorganisationen, die sich eben auf wissenschaftlicher Ebene mit Gemeinwesenarbeit oder Sozialraumarbeit und Nachbarschaftsarbeit beschäftigen. Mir ist nicht ganz klar, wie dort der Austausch stattfindet. Ich bin relativ neu im Verband und mir ist aufgefallen, dass es da vielleicht noch eine Lücke gibt oder vielleicht braucht es einen Ort, wo systematisch die Verbindung zwischen Praxis der Nachbarschaftsarbeit und der wissenschaftlichen Reflektion, insbesondere auch die Innovation, die durch die Hochschulen kommen kann, in den Verband hinein diskutiert werden kann. Mir ist nicht klar, wo außerhalb der Jahrestagung die Wissenschaft einen Platz findet, weil ich das ganz wichtig finde.

Ein zweiter Punkt ist die Frage von Trägerschaften. Mein Träger gehört nicht dem Paritätischen an, sondern dem Diakonischen Werk. Welche Rolle sollen künftig auch Träger in diesem Verband spielen, wenn er sich zu einem Fachverband entwickeln soll, die nicht dem Paritätischen angehören, sondern einem anderen Wohlfahrtsverband? Gerade im Bereich der Kirchen ist in den letzten fünf Jahren zum Thema Sozialraumarbeit, Stadtteilarbeit oder Nachbarschaftsarbeit viel passiert, es wird auch wissenschaftlich sehr viel diskutiert. Ich glaube, es ist spannend, auch gerade für den Verband für sozial-kulturelle Arbeit, da noch einmal genau hinzuschauen, was andere Träger außerhalb des DPW machen? Wie kann man da eine Kommunikation ermöglichen? Ist das gewünscht oder soll es eher ein Verband bleiben, der sich vor allem dem Paritätischen Wohlfahrtsverband zugeordnet fühlt?

Stephan Wagner: Das Thema Trägerschaften ist kompliziert, weil wir uns oft unserer eigenen Geschichte nur als Geschichte bewusst sind. Die Geschichte wird auch immer gerade so erzählt, wie wir sie brauchen. Die Organisation wurde nach dem Zweiten Weltkrieg, also nachdem der deutsche Ansatz von Gemeinwesenarbeit im Faschismus verlorengegangen ist, von außen angestoßen. Dabei haben Leute eine Rolle gespielt, die vorher in Deutschland gelebt haben, aber das amerikanische Element, dabei auch das religiöse Element, war sehr stark vertreten. Der Mittelhof in Berlin zum Beispiel ist von Quäkern gegründet worden, Köln ebenfalls, Urbanstraße ist ursprünglich als Nachbarschaftsheim Neukölln von Mennoniten gegründet worden. Es gab also ein stark religiöses Moment, was interessanterweise relativ schnell im Paritätischen gelandet ist, weil der Verband deutscher Nachbarschaftsheimen 1953 einer der ganz frühen Mitglieder des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes ist. Vielleicht hat man sich damals in den kirchlichen Verbänden nicht wiedergefunden, aber das ist nur eine Vermutung, weil Quäker oder Mennoniten quer zu den Kirchenstrukturen in Deutschland lagen.

In Berlin gibt es notwendigerweise eine enge Verbindung zum Paritätischen, was mit Strukturdingen zu tun hat. Das hängt auch mit den Stadtteilverträgen zusammen. Da werden wir auch nicht so schnell rauskommen. Unabhängig davon, denke ich, ist die Antwort ganz deutlich: wir werden die enge Verbindung zum Paritätischen nicht aufgeben, aber wir sind kein Verband, der sich Mitgliedschaften in anderen Verbänden verschließt oder der von Mitgliedern anderer Verbände fordert, dass sie Mitglied beim Paritätischen sind, wenn sie bei uns Mitglied werden wollen. So kann das Spiel nicht gespielt werden. Wir sind da offen und ich sehe da auch einen riesigen Spielraum.

Ich nehme auch wahr, dass die Kirchen den Begriff Gemeinwesenarbeit oder Nachbarschaft neu entdecken und besetzen, in der katholischen Kirche sogar ganz stark über Penta im Bereich Community Organizing, wo die Caritas systematisch Gemeinderäte in dieser Technik schult. Das werden wir beobachten und uns auch dazu verhalten müssen, aber mit einer bestimmten Offenheit.

Mit der Wissenschaft, das ist eine komische Sache. Wir haben einen Bereich, in dem wir allen anderen Verbänden überlegen sind: ich kenne keine andere Fachorganisation in Deutschland, die einen so intensiven Austausch mit Sozialarbeitsstrukturen anderer Länder hat, wie das die Nachbarschaftsheimen haben. Wir haben einen intensiven Austausch mit den USA, mit Niederlande, Großbritannien, usw. Wir

haben über IFS einen Zufluss an Wissen aus Sozialarbeitssystemen anderer Länder, wie er an keinem anderen Ort existiert. Das ist ein Pfund, mit dem wir weiter arbeiten sollten.

Wir haben mit Herrn Hinte jemanden im Verband und im Vorstand, der in Deutschland für Sozialraumorientierung einen Namen hat, worüber ich sehr froh bin. Wir werden eine lange Diskussion über Gemeinwesenarbeit führen müssen, die auch viele Fragezeichen mit sich bringen wird, denn der Entwicklungsschub in der Gemeinwesenarbeit läuft gerade nicht in Deutschland ab, sondern in Großbritannien und Holland. Dieser Schub wird uns mit Wucht treffen und verändern.

Das heißt nicht, dass wir nicht mit dem DBSH oder den Hochschulen diskutieren sollten, aber ich gucke hier eher in Richtung einzelner Personen als in Richtung Fachverbände. Meine Erfahrung ist, dass einzelne Personen sehr, sehr gute Anregungen geben können. Sie können auch viel bewirken. Bei den Fachverbänden handelt es sich um eine Bündelung von Interessen, weshalb die eine oder andere scharfe Kante verloren geht.

Was es immer gegeben hat und worüber ich sehr dankbar bin, das ist der Arbeitskreis Gemeinwesenarbeit im Nachbarschaftsheim Urbanstraße, der zumindest im Berliner Raum einige Verbindungen zur Wissenschaft bzw. den Berliner Hochschulen und darüber hinaus gehalten hat.

Markus Runge: Im Vorstand haben wir erst in Freiburg begonnen, uns mehr zu verständigen. Selbst im Vorstand gehen die Meinungen zur Gemeinwesenarbeit stark auseinander. Wegen der letzten Ereignisse mit dem Übergang haben wir jetzt erst angefangen. So wird sich zum Beispiel im Oktober die Bundesarbeitsgemeinschaft Soziale Stadtteilentwicklung und Gemeinwesenarbeit in Berlin treffen. Dort werden auch Vertreter des Vorstandes dabei sein, weil eine konkrete Anfrage kam, ob der Verband teilnimmt. Ich war letzte Woche in Fulda zur Vorbereitung der Werkstatt Gemeinwesenarbeit, die alle zwei Jahre stattfindet, wo die DGSA ein ganz zentraler Akteur neben der Stiftung Mitarbeit und der Bundesakademie Diakonie und Kirche ist. Auch da gibt es das Interesse der DGSA, dass wir in die Sektion Gemeinwesenarbeit hineinkommen. Tatsächlich wurde in den letzten Jahren auch mit Birgit Monteiro bereits darüber nachgedacht, aber es war immer eine Sache der Ressourcen. Wir müssen gucken, wer an welcher Stelle mitmachen kann. Ich habe jetzt die Zusage, dass wir auch als Veranstalter der Werkstatt Gemeinwesenarbeit 2016 mit als Verband für sozial-kulturelle Arbeit auftreten werden. Das sind kleine Schritte.

Das Forum Gemeinwesenarbeit, von dem Stephan Wagner gesprochen hat, ist ein Zusammenschluss, in dem seit zwei Jahren sehr stark alle drei Berliner Hochschulen für Soziale Arbeit aktiv sind, aber das sehe ich als ein Berliner Spezifikum. Ich hoffe, dass wir noch intensiver in die Zusammenarbeit mit der Wissenschaft kommen.

Ein Aspekt, den wir auch im Vorstand in Freiburg besprochen haben, ist, dass wir überlegen, den Rundbrief zu verändern. Gedacht ist an eine thematische Ausrichtung, das wären dann also Themenhefte, die wir gerne auch mehr mit wissenschaftlichen Beiträgen und Praxis unsererseits füllen würden. Da ist die Frage, wer das macht und sich um ein Themenheft zur Inklusion oder zur Gemeinwesenarbeit im Kontext zu Nachbarschaftshäusern kümmert. Aber da sehe ich auch eine Weichenstellung, dass wir gezielt thematisch auch als Fachverband wahrgenommen werden wollen, zukünftig jedenfalls mehr als bisher.

Stephan Wagner: Das geschieht ja teilweise. Manchmal wundere ich mich, wer uns alles wahrnimmt. Das nationale Seminar des DIFU, des Deutschen Instituts für Urbanistik, zum Begriff Community Center im Stadtteil ist inhaltlich wesentlich von Elke, von Markus und von mir getragen worden. Wir waren als Referenten eingeladen und haben das gestaltet.

Aber man muss ehrlich sein: vieles ist eine Frage von Kraft. Wir sind kein großer Verband und manches ist auch nur Funkenflug, der zufällig entsteht.

Markus Runge: Wir wollen mehr mit euch als Mitglieder darüber ins Gespräch kommen, wohin wir den Verband weiterentwickeln wollen. Das ist in einer Vorstandssitzung intensiver angesprochen worden und wird uns in den nächsten Jahren deutlich mehr beschäftigen. Wo wünscht ihr den Verband? Was

erhofft oder erwartet ihr vom Verband? Das führt auch zu der Frage, was wir Einrichtungen bieten, damit sie diesem Verband beitreten. Das ist wichtig, damit wir zukünftig auch mehr Mitglieder gewinnen.

Teilnehmer: Ist denn so etwas wie ein Leitbild-Prozess geplant, also eine systematische Erarbeitung eines Leitbildes?

Stephan Wagner: Leitbild ist immer so ein großes Wort. Wir wollen erst mal einen Selbstverständigungsprozess untereinander, in dem wir die Frage der Kultur eines Nachbarschaftsheimen beantworten. Wir wollen auch sehen, wie unterschiedlich das ist, weil wir ganz verschiedene Mitglieder mit unterschiedlichen Arbeitsansätzen haben. Wir sind sehr bunt geworden, was auch eine Stärke von uns ist. Man könnte diesen einseitigen Fragebogen auch als den Beginn eines Leitbild-Prozesses sehen, aber das ist mir eigentlich zu hoch gehängt. Ich möchte, dass wir uns bewusst werden, wer wir sind.

## **TOP 8, Neufassung der Beitragsordnung**

*Die neue Beitragsordnung wird einstimmig bei 4 Enthaltungen beschlossen.*

Stephan Wagner: Unsere alte Beitragsordnung kennt drei Kategorien: 100, 200 und 300 Euro. Es sind inzwischen sehr große Einrichtungen entstanden mit sehr vielen Beschäftigten, andererseits haben wir Einrichtungen, die keine Hauptamtlichen haben. Wir haben einen Vorschlag erarbeitet. Und TÄKS e.V. hat einen Brief mit einem Vorschlag geschickt.

Stefan Passeyer: Die Überlegung war, dass man mehr Kategorien schaffen könnte.

Stephan Wagner: Wir wollen gar nicht so genau wissen, wie viel jemand einnimmt, weil viele Ressourcen in der Nachbarschaftsarbeit stecken in indirekten Ressourcen, Personal, Gebäude, usw. Unser Gedanke war, dass wir uns an der Anzahl der Vollzeit-Mitarbeiter orientieren, weil das die jeweilige Situation ganz gut beschreibt.

Für Organisationen, die keine hauptamtlichen Mitarbeiter haben, würden wir mit dem Beitrag sogar runtergehen und zwar von 100 auf 50 Euro. Mit den 100 Euro haben wir so etwas wie eine Sperre eingebaut, weil ganz kleine Einrichtungen die Summe nicht aufbringen können. Letztendlich können ganz kleine Einrichtungen erst wachsen, wenn sie Hauptamtliche haben. Der Rest orientiert sich dann an den Vollzeit-Beschäftigten. Wer weniger als 50 Vollzeit-Äquivalente hat, soll 200 Euro zahlen, wer unter 150 Stellen hat 400 Euro, unter 300 Stellen 800 Euro und wer mehr als 300 Hauptamtliche hat, sollte 1.000 Euro bezahlen. Das sind nicht viele Einrichtungen, aber wir haben tatsächlich einige Einrichtungen, die so groß sind.

Ingrid Müller: Unsere Kinder- und Jugend gGmbH hat mehrere Kitas und eine Nachbarschaftseinrichtung. Dieser Beitrag läuft über meinen Finanzplan, wir sind ja fehlbedarfsfinanziert. Wenn wir nach den Hauptamtlichen gehen würden, würde ich große Probleme bekommen. Ansonsten würde ich unter 50 landen, weil es ja nur eine Stelle gibt.

Stephan Wagner: Das lasse ich einfach mal so offen, weil ungeklärt ist, was mit gGmbHs ist, mit Träger-schaften usw. Wir hatten aber schon den Gedanken, dass das mit eingerechnet werden soll, weil das ja auch die Finanzkraft und die Manövriermacht einer Organisation ausmacht. Sie müssten nach dem neuen Vorschlag vielleicht 200 oder 400 Euro bezahlen pro Jahr. Bei 200 Euro dürften Sie wahrscheinlich da sein, wo Sie jetzt auch sind, insofern habe ich nicht den Eindruck, dass wir eine Beitragsordnung vorschlagen, die für die Organisationen ein großes Problem werden. Es gibt natürlich immer die Möglichkeit, wenn man Probleme bekommt, dass man den Verband anruft und die Angelegenheit bespricht.

Thomas Mampel: Ich finde diesen Vorschlag für eine neue Beitragsordnung ziemlich gut, vor allem wenn man sich anschaut, wie viele Mitgliedsbeiträge der Verband aktuell einnimmt und wie die Summe wäre, wenn die neue Beitragsordnung beschlossen wird, also von 8.730 Euro auf 15.000 Euro. Das erhöht unsere Handlungsfähigkeit und unsere Schlagkraft. Ich finde, dass die Sätze, die vorgeschlagen sind, sehr human sind. Für das Stadtteilzentrum Steglitz müsste man 800 Euro im Jahr bezahlen, der Paritätische nimmt mir 25.000 Euro ab.

Annette Maurer-Kartal: An dieser Stelle muss man von Querfinanzierung reden, was man nicht tun darf. Ich glaube, bei den meisten sind die geförderten Bereiche der Nachbarschaftsarbeit die allerkleinsten. Aber bei uns ist es so, dass dieser Bereich eigentlich der Motor ist. Wenn der nicht arbeitet, wird es beliebig, was die anderen machen.

Wir haben alle das Problem, dass wir in der Fehlbedarfsfinanzierung diesen Beitrag nicht darstellen dürfen. Aber mit der Rolle in den Einrichtungen, in den Vereinen, wird das der Rolle der Nachbarschaftsarbeit an vielen Stellen gerecht, dass die anderen das eben mittragen. Ich denke, die Beiträge sind immer noch moderat, wenn ich das mit dem Paritätischen vergleiche.

Stephan Wagner: Wer stimmt einer Änderung der Beitragsordnung zu? Wer enthält sich? 4 Enthaltungen. Wer stimmt dagegen? Dann ist die neue Beitragsordnung mit 42 Ja-Stimmen und 4 Enthaltungen so beschlossen.

## **TOP 9, Neuwahl der Plätze im erweiterten Vorstand**

*S. Wagner macht die Mitgliederversammlung darauf aufmerksam, dass durch die heute beschlossenen Satzungsänderungen der Vorstand des Vereins gegenüber § 8 der derzeit gültigen Satzung von 6 Personen auf bis zu 9 Personen erweitert werden soll. Der derzeitige Vorstand besteht aus 6 Personen, Prof. Dr. Stephan F. Wagner (1. Vorsitzender), Renate Wilkening (Stellv. Vorsitzende) und als weitere Vorstandsmitglieder Daniela Mauch, Elke Fenster, Markus Runge, Prof. Dr. Wolfgang Hinte.*

*Er weist darauf hin, dass die Erweiterung des Vorstandes erst wirksam wird, wenn die heute beschlossene Satzung im Vereinsregister eingetragen ist. Damit jedoch eine weitere Mitgliederversammlung kurz nach der Eintragungsmitteilung im Vereinsregister allein wegen Vorstandsergänzungswahlen nach der dann gültigen Satzung nicht durchgeführt werden muss, schlägt er vor, schon heute 3 weitere Vorstandsmitglieder gemäß § 9 Abs. 1 Satz 1 der heute beschlossenen Satzung zu wählen, freilich mit der Maßgabe, dass diese erst nach Eintragung der geänderten Satzung im Vereinsregister ihr Amt antreten und ihre Wahl erst mit der Eintragung in das Vereinsregister wirksam wird. Die Mitglieder sind einstimmig mit dieser Vorgehensweise einverstanden.*

*Es kandidieren:*

- 1. Eva Bittner (NBH Schöneberg, Berlin),*
- 2. Marita Dockter (Quäker Nachbarschaftsheim, Köln),*
- 3. Thomas Mampel (Stadtteilzentrum Steglitz, Berlin)*
- 4. Markus Schönbauer (NBH Schöneberg, Berlin)*

*Alle Kandidaten nehmen die Kandidatur an. Die Kandidaten/innen stellen sich kurz vor.*

Eva Bittner: Ich bin seit 30 Jahren im Nachbarschaftsheim Schöneberg, Theater der Erfahrungen, einem Seniorentheater. Ich fand es spannend, in diesem Jahr schon ein bisschen im Vorstand mitlaufen zu können. Ich weiß ein bisschen, was auf mich zukommen wird. Mir geht es darum, das sozial-kulturelle Element an diesem Verband zu stärken, auszubauen und zum Glänzen zu bringen.

Thomas Mampel: Ich bin Geschäftsführer des Stadtteilzentrums Steglitz im Berliner Südwesten. Wir werden in diesem Jahr 20 Jahre alt. Ich glaube, so lange sind wir auch schon Mitglied im Verband für sozial-kulturelle Arbeit, was uns eine Herzensangelegenheit war. Ich war ein paar Jahre Mitglied im Vorstand der Berliner Landesgruppe. Wie Eva war ich auch ein Jahr Mitläufer und fand die Diskussionen, insbesondere auch die Freiburger Sitzung, sehr interessant und sehr inspirierend. Ich merke, dass ich große Lust habe, die Zukunft des Verbandes mit zu gestalten, denn ich glaube, dass Innovationen nicht nur aus uns selbst oder aus der Wissenschaft kommen, sondern wahrhafte, nachhaltige innovative Entwicklungen als Alltagsaufgabe von der Realität gestellt werden. Um uns herum läuft gerade ein Prozess, der grandiose Selbstorganisationsformen von Bürgern und Bürgerinnen hervorbringt, zum Beispiel im Bereich der Flüchtlingsarbeit, wo wir auch als Verband schauen müssen, wie wir uns auf der Ebene von außerordentlichen Mitgliedern ganz neuen Organisationsformen öffnen können, die erst mal wenig mit den klassischen Formen von Vereinen, Vereinigung, gGmbH usw. zu tun haben, sondern die mehr

Netzwerkorganisationen finden. Mich interessiert auch, wie wir uns zu den ganzen Entwicklungen verhalten, die man mit dem Schlagwort oder Social Entrepreneurship oder Social Business beschreiben kann. Da sträuben sich vielleicht bei dem einen oder der anderen die Nackenhaare, aber ich glaube, dass dieser Bereich, der sich parallel zu dem Feld der klassischen sozialen Arbeit oder der klassischen Gemeinwesenarbeit entwickelt, sehr interessante und innovative Projekte und Organisationsformen hervorbringt, die möglicherweise dazu geeignet sind, unseren Verband inhaltlich und fachlich mächtig nach vorne zu bringen. Da eine Stimme zu bieten, das würde mich sehr reizen.

Marita Dockter: Das Quäker-Nachbarschaftsheim wird demnächst 70 Jahre alt, hat den Verein mitgegründet und hat sich immer sehr engagiert an den Diskussionen beteiligt, wohin die Nachbarschaftsarbeit sich entwickelt. Ich selber war lange schon im Vorstand des Verbandes, letztes Jahr musste ich aus persönlichen Gründen aufhören, aber ich könnte es jetzt wieder machen und ich würde es auch gerne in einem erweiterten Vorstand wieder machen. Ich möchte den Vorstand gerne um die Kölner Ecke bereichern, weil er immer noch sehr berlinlastig ist. Immerhin ist die Kölner Ecke mit elf Bürgerzentren, Nachbarschaftshäusern und Nachbarschaftsheimen recht gesettled und ich denke, diese Tätigkeit würde mir für eine Wahlperiode ganz viel Spaß machen.

Markus Schönbauer: Ich bin jetzt schon mit dem dritten Verein auf einer Jahrestagung des Verbandes, ich war beim Nachbarschaftsheim Schöneberg, vier Jahre beim Bürgerhaus in Pankow und jetzt seit gut einem Jahr im Mittelhof. Was vorher bei der Buchbesprechung kam, nämlich dass die Stadtteilzentren oder die Nachbarschaftshäuser, egal wie viele Einrichtungen und Organisationen sie in ihrer Trägerschaft haben, zentraler Ausgangspunkt allen Handelns sein müssen mit ihrer Haltung und prägend für die Spezialisten in den Kindertagesstätten, Schulen und anderen Orten, das ist wichtig und richtig, auch für den Verband. Diese Einrichtungen und diese Träger, die über diese vielen Einrichtungen verfügen, müssen wir auch prägen mit dieser Haltung, was ich gerne tun möchte. Dazu möchte ich gerne beitragen.

Ich bin momentan nicht nur für den Mittelhof tätig, sondern auch für das Stadtteilzentrum Steglitz in einem Projekt, das Unterstützungsleistungen für Familien im Vorfeld von Hilfen zur Erziehung anbietet. Es handelt sich nicht um hoch spezialisierte Angebote in den HzE's, sondern es geht um Ressourcen im Gemeinwesen oder Sozialraum, die genutzt werden können, um Familien zu unterstützen. Das ist für mich ein ganz wichtiger Kontrapunkt zu den immer wachsenden Spezialisierungen der Sozialen Arbeit, dass wir uns darauf besinnen, was uns von Anfang an geprägt hat und wie Gemeinwesenarbeit entstanden ist.

*S. Wagner erläutert das Wahlverfahren, es werden Stimmzettel ausgegeben. Jedes Mitglied hat 3 Stimmen, diejenigen mit der höchsten Stimmzahl sind gewählt, der- oder diejenige, der die geringste Stimmzahl erhält, ist nicht gewählt, allerdings Nachrücker gemäß § 12 Abs. 2 der neuen Satzung. Auf die Kandidaten entfallen folgende Stimmen:*

<i>Marita Dockter</i>	<i>33 Stimmen</i>
<i>Eva Bittner</i>	<i>32 Stimmen</i>
<i>Thomas Mampel</i>	<i>30 Stimmen</i>
<i>Markus Schönbauer</i>	<i>21 Stimmen</i>

*S. Wagner stellt fest, dass damit Frau Bittner, Frau Dockter und Herr Mampel gewählt sind. Sie nehmen die Wahl an.*

*Markus Schönbauer nimmt als Nachrücker (ggf.) die Wahl ebenfalls an.*

## **TOP 10, Sonstiges und Termine**

*Ankündigung der IFS-Tagung vom 29.09. – 01.10.2016 in Berlin.*

*Marita Dockter teilt mit, dass die Stelle der Geschäftsführung im Quäker Nachbarschaftsheim e.V. in Köln zum 01.05.2016 ausgeschrieben wird.*

Marita Dockter: Im Quäker Nachbarschaftsheim e.V. in Köln werde ich Ende nächsten Jahres nach 17 Jahren Geschäftsführertätigkeit gehen. Bei uns ist es gute Sitte, dass der Nachfolger eine lange Einarbeitszeit mit dem amtierenden Geschäftsführer hat. Das bedeutet, dass wir zum 1. Mai 2016 oder spätestens zum 1. Juni 2016 eine/n neue/n Geschäftsführer/in ein. Die Stellenanzeige wird Ende September veröffentlicht werden, vorab möchte ich hier diese Information weitergeben. Wir haben 35 hauptamtliche Mitarbeiter, mindestens noch mal so viele Honorarkräfte, wir haben eine Bilanzsumme von 2 Millionen. Wir haben einen ehrenamtlichen Vorstand. Wir suchen jemanden mit einem abgeschlossenen Studium, wir wenden uns explizit nicht an Pädagogen ausschließlich, sondern wir sind offen für Betriebswirte, Volkswirtschaftler, Juristen, Psychologen, weil die Tätigkeit sich in den letzten Jahren so gewandelt hat, dass man einem Neuen da immer was draufpacken muss. Dazu suchen wir jemanden, der bereits Leitungserfahrung hat, insofern kann der Bewerber auch etwas lebensälter sein. Ich war damals knapp 50, als ich die Stelle angefangen habe.

---

Prof. Dr. Stephan F. Wagner  
Vorstandsvorsitzender

Heike Schwagerus  
VskA e.V., Protokoll